

Die Felle Welt

Nr. 44

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Das Kloster in den Lagunen.

Novelle von Minna Kautsky.

(Schluß.)

Sermine stürzte nach der anderen Seite, sie stieß die Tür auf, die ihr zunächst war, es war diejenige, die nach dem schmalen Verbindungsgänge und da hindurch in die Kirche führte; sie rannte vorwärts, sie fühlte, wie ein Schwindel sie erfaßte, wie ihre Sinne sich verwirrten; nur eines Willens war sie sich bewußt: hinauszukommen, nur fort von hier. Sie mußte durch die Kirche, wenn sie nicht zurück durch die Sakristei ihren Weg nehmen wollte.

Und wieder befand sie sich vor einer Tür und sie öffnete sie rasch. — Sie war nicht in der Kirche. Mit vor Angst fast verstärkten Augen sah sie um sich. Sie befand sich in einem Raum, ganz ähnlich dem der Sakristei, nur ringsum hohe Schränke an den Wänden, auf dem Marmorboden waren Bücher hin und her geworfen und ein Mönch in etwas ungeordneter Kutte und in fast liegender Stellung daneben ausgestreckt. Als er sie erblickte, sprang er in die Höhe. — Hermine brückte sich gegen die Tür, sie versuchte sie zu öffnen, ihren zitternden Händen gelang es nicht. — „Ich will hinaus!“ rief sie und die Tränen stürzten ihr aus den Augen, „ich will zu meinem Mann.“ — Der Mönch war im nächsten Augenblick an ihrer Seite. — „Sogleich, Signora, ich will Sie führen. Sie fürchten sich doch nicht vor mir? O, Sie sind so schön, und es tut einem armen Menschen wohl, wieder einmal etwas Liebes, Freundliches zu sehen.“

Ueberrascht sah sie auf. Das klang so frisch, so fröhlich, so gar nicht mönchisch; mit zögernder Neugier wendeten sich ihre Augen seinem Antlitz zu.

Es war ein junger Mann, der vor ihr stand, nicht allzu groß, doch kräftig gebaut, das hübsche Gesicht stark gebräunt; die dunkeln Augen begegneten den ihren mit einem Ausdruck von

Gutmütigkeit und einer etwas schelmischen Bärtlichkeit.

Sie errötete, aber alle Angst war mit einem Male verflogen.

„Sie werden mich nach dem Kreuzgang führen, ich bitte Sie darum,“ sagte sie und lächelte dabei recht anmutig. — Er schlittelte sich, wie jemand, der aus dumpfer Betäubung sich

Augeln zusammensuche, die da am Boden herumrollen.“

Zu der Tat, am Boden war eine ziemliche Anzahl größerer und kleinerer Kügelchen nach einem gewissen System in Häufchen zusammengetan, während andere regellos um dieselben herumrollten. Er war bei ihrem Eintritt auf dem Marmorboden ausgestreckt, damit beschäftigt gewesen, die größeren Stügel in diese Häufchen hineinzuschleudern, wodurch sich bestimmte Figuren bildeten.

— Hermine trat neugierig näher.

— „Hat das solche Eile?“

fragte sie. „Lassen Sie die Augeln liegen.“ — Er hatte ein pfliffiges, etwas geheimnisvolles Lächeln.

„Das geht nicht,“ sagte er flüsternd und sich rasch bückend, um sie aufzuheben, „es ist mein Rosenkranz.“ — „Ihr Rosenkranz?“ wiederholte Hermine verblüfft.

— Er nickte etwas verlegen.

„Ich habe ihn ein wenig zu meinem Zeitvertreib benutzt; ich liebe das Augelspiel so sehr und sie haben mich da herein-

geschickt, die Bücher vom Staube zu reinigen, das war so langweilig.“ —

Hermine lachte auf, laut, mit der plötzlich aufspringenden Lustigkeit eines Kindes, und er, als wäre er von einem Damm erlöst, lachte mit,

läuter noch und herzlicher, dabei immer noch mit sorgfamer Hast die Kügelchen auflesend. — Hermine war

hinter ihn getreten und jetzt schlug sie plötzlich in freudiger Ueberraschung in die Hände.

„Sie haben keine Konfur, nicht eine Spur davon, Sie sind ja gar kein Mönch.“

Er, auf ein Knie gestützt, sah sich noch ihr um.

„Nein, ich bin kein Mönch, aber ich wollte trotzdem im Kloster bleiben, als dienender Bruder, denn ich —“ Er ließ plötzlich alle Augeln, die er gesammelt, seinen Händen entgleiten und die Hände über sein Gesicht schla-



Dorf im Böhmerwald.

plötzlich aufgerüttelt fühlt und dem das Blut wieder, rasch und feurig in neuerstandener Lebenslust durch die Adern braust; er fuhr mit der Hand in das dicke, wirre Haar, das ihm sehr ungeordnet über die Stirne hing, als müsse er seinen Kopf halten, damit er nicht verrückt werde.

„Ich werde alles tun, was Sie wünschen; gestatten Sie mir nur, daß ich vorher noch meine

gend, brach er in ein leidenschaftliches Schluchzen aus. „Ach, Signora, ich bin doch einmal unglücklich, ich bin elend und mir ist nicht zu helfen!“

Sie blieb vor ihm stehen, die guten, mitleidigen Augen auf den unglücklichen Bruder gehetzt, ein wenig zögernd, ein wenig nachdenklich; dann sagte sie leise, ganz leise, mit einem milden, tröstenden Ton: „Paolo“

Er fuhr auf und sprang in die Höhe.

„Sie kennen mich, Signora, Sie kennen meinen Namen?“

Sie nickte. „Ich kenne auch die Geschichte Ihrer Verheiratung, ich kenne Ihre Frau.“

„Die Falsche, die mich betrogen hat! O, Signora, ich muß hier bleiben, ich muß mein Leben hier verbeten und verweinen, denn sonst müßte ich sie töten!“

„Aber Marietta ist unschuldig, sie ist gut und rein und liebt ihren Paolo so wahr, von ganzer Seele.“

Die sprechenden Züge des jungen Mannes drückten die wechselnden Empfindungen aus, ein Aufflammen unsagbaren Entzückens, das wieder unterging in Zweifel und Born.

„O, täuschen Sie mich nicht, Signora, es ist nicht wahr, ich habe es gesehen, habe es mit meinen Augen gesehen, wie sie an seiner Seite niederfiel und seinen Hals umfaßte, als ich ihn niederstach; nur für ihn fühlte sie, nur an ihn dachte sie in diesem fürchterlichen Augenblick, nicht an mich.“

„Sie dachte nur an Sie, sie hat es mir erzählt, sie beugte sich zu dem Engländer herunter, um ihn am Schreien zu hindern, damit Sie fliehen könnten.“

Paolo fiel vor ihr auf die Knie.

„Ist's wahr, ist's möglich? Sagen Sie mir keine Lüge, Signora! Aber was Sie wissen, das wissen Sie von ihr, und sie wird Sie betrogen haben, wie sie mich betrogen hat mit diesem Engländer.“

„Sie glauben, daß sie den Engländer lieb hat? Das ist nicht wahr! Hätte sie dann ihre Tage und Nächte in Kummer und Tränen um ihren Mann verbracht, wäre sie dann ausgefahren, um ihn zu suchen, um ihm seinen Irrtum aufzuklären, um ihn zu sich zurückzuführen? Gehen Sie, Sie haben sie nicht gesehen in ihrer Angst und Sehnsucht, in ihrem heißen Schmerz; aber ich habe sie gesehen, und ich sage Ihnen, sie liebt Sie mehr, weit mehr, als Sie es verdienen!“ Und rasch, in fliegender Hast, setzte sie noch einige Erläuterungen bei.

Er horchte, er nickte, er glaubte. Eine wilde, leidenschaftliche Freude brauste in ihm auf.

„O, mein treues Blut, mein Herzensweib, meine Seligkeit!“ rief er, und dann wütete er gegen sich selbst, er zerschlug sich die Brust, er raufte sich das Haar. „Sie liebt mich, und ich bin da, im Kloster, unter diesen Mönchen, die kein Herz haben! Was wollte ich denn nur da? Ach, wenn ich sie wiedersehen könnte!“

„Sie sollen sie wiedersehen,“ sagte Hermine, die den Rasenden zu beruhigen suchte.

„Aber heute noch, schnell, ich will zu ihr, ich will meine Marietta wieder haben!“

„Freilich, aber warten Sie nur, bis mein Mann zurückgekommen sein wird.“

„Ich brauche Ihren Mann nicht, ich will meine Marietta, ich will fort.“

Hermine stellte sich ihm entgegen und rief ungeduldig: „Aber wie denn? Der Pförtner hat den Schlüssel abgezogen und trägt ihn bei sich; der läßt Sie gutwillig gar nicht hinaus, denn er will Sie hier behalten.“

„Oho, er soll's versuchen! Kein Gott wird mich zurückhalten, und wenn sie mir die Pforte nicht öffnen, so springe ich über die Gartenmauer in die Lagune und schwimme nach Burano.“

„Das wird nicht nötig sein,“ versicherte Hermine, und dann leiser: „Marietta ist hier.“

Er blieb einen Augenblick fassungslos, er starrte sie an, dann stieß er einen Jubelruf aus und stürzte gegen die Tür. Sie lehnte sich mit dem Rücken an dieselbe.

„Seien Sie jetzt vernünftig, hören Sie mich.“

„Ich will zu meiner Marietta, lassen Sie mich hinaus!“

„Ja, ja, aber machen Sie nur kein Geschrei!“

„Wo ist sie denn, wo?“

„Vor dem Kloster.“

„Sie haben sie nicht hereingelassen?“

„Ihr Oheim hat sie grob zurückgewiesen.“

„Und sie weiß, daß ich hier bin?“

„Sie weiß es nicht. Der Pförtner hat Ihre Anwesenheit geleugnet, und die arme Marietta verzehrt sich noch immer in Angst und Sorge.“

„Aber sie soll sich nicht verzehren!“ schrie Paolo in äußerster Ungeduld und Erregung.

„Sie soll erfahren, daß ich hier bin, sie soll wissen, daß ich sie noch immer liebe, und das sogleich.“

Er streckte in sehr energischer Weise die Hand nach der Tür aus.

„Was wollen Sie tun?“

„Ich gehe auf den Glockenturm und stelle mich an das Fenster, dort wird sie mich sehen — und hören.“

„Und sieht man von dort in den Klostergarten?“

„Überall hin, nach allen Richtungen.“

„Dann gehe ich mit Ihnen.“

Schon hatte er die Tür aufgemacht, die Zwei huschten hinaus. Der schmale Gang war leer.

„Wir müssen hier durch und nach dem Hof, von dort führt eine Treppe aufwärts.“

„Ist,“ machte sie, „wenn man uns nur nicht bemerkt.“

Hastig und leise eilten sie vorwärts; am Ende des Ganges öffnete sich eine kleine Tür nach dem Hofe. Paolo streckte den Kopf vor und sah hinaus, auch im Hofe befand sich keiner der Patres. Er nahm Hermine's Hand und sie flogen mehr als sie gingen, ein kleines Stück des Hofes durchschneidend, dem Turme und der Treppe zu und verschwanden in dem aufwärtsführenden Teil desselben. —

Im Garten promenierte die Mönche. Soeben war auch Armand, von dem Prior geleitet, dahin gekommen.

Dieser hatte den Fremden, der sich ihm vorgestellt, in liebenswürdiger Weise empfangen; auf die Nachfrage um Paolo hatte er indes nur ausweichend geantwortet. Es kämen wohl zum öfteren arme Fischer herüber, um sich Rat zu holen oder um fromme Fürsprache zu erbitten, er selbst aber verkehre nur in den seltensten Fällen mit diesen Menschen. Der Pförtner werde jedenfalls bessere Auskunft geben können. Als Armand hierauf den Wunsch äußerte, den Garten zu besichtigen, bot er sich selbst als Begleiter an.

Armand war ein wenig Poet und seine Phantasie hatte diesen Klostergarten inmitten der Lagune mit ganz eigentümlichen Reizen ausgestattet. Er stellte sich vor, wie die Mönche in den schattigen, duftenden Laubgängen des italienischen Gartens wandeln und dann wieder hinausstreten, um den Blick auf die weite, nie ruhende Wasserfläche zu genießen, die in ewig wechselnder Farbe und Beleuchtung jede Nuance des Firmaments widerstrahlt. Er kannte ja den mächtigen, unbegreiflichen Zauber, den ein weiter Horizont auf das Gemüt des Menschen zu üben vermag. Die Vorstellungen weiten sich und die Empfindungen und die Gedanken, durch nichts beengt, schweifen in unendliche Fernen. Es gibt nichts, was die Einbildungskraft mehr erhöhte, die Phantasie mehr anfeuerte als die Ebene und das Meer. Sollten die Einsiedler von San Francesco diesen Zauber nicht empfunden haben? Sollten sie die gewaltigen und erhebenden Schönheiten der Natur nicht auf sich

wirken lassen? Gewiß, und dies mußte sie entschädigen für alles, was sie in sonstiger Lebensfreude dahingaben.

Er betrat nun den Garten und — welche Enttäuschung! Das Herz zog sich ihm zusammen vor dieser häßlichen, poestlosen Wirklichkeit. Es war ein ziemlich großer, sehr verwahrloster Garten, den man in seiner Nacktheit vollständig übersehen konnte und der auf allen Seiten von Mauern umgeben war.

Dürftige, von der Sonne ausgetrocknete Erbsen- und Bohnenpflanzen rankten sich an kurzen Stäben, dazwischen dunkle Hecken und Larus; ein Kartoffelfeld okkupierte den rückwärtigen Teil und zog sich bis an die Mauer, die nach dem Wasser ging. Dort standen auch die schönen Pinien, sie allein sahen über dieselbe hinweg, sie allein erspähten die wechselnde Szenerie der Lagune; für die menschlichen Bewohner gab es keinen Ausblick über diesen hohen, fahlen, vom Sonnenlicht grell beschienenen Steinwall. Hier war die Grenze ihres Sehens, ihres Seins, darüber hinaus gab es für sie nichts.

Zwei alte, hagere Patres wandelten zwischen den Texashecken auf und nieder, das Haupt gesenkt, den Rosenkranz in den gefalteten Händen. Zwei jüngere waren mit Gartenarbeit beschäftigt.

Der Prior geleitete den fremden Besucher die Beete entlang, er ging langsam und schweratmig, er schien des Gehens entwöhnt; er zeigte auf die Mettische und die Kartoffeln und meinte: „Sie gedeihen gut in dem sandigen Boden, aber was fette, kräftige Erde braucht, das geht hier zugrunde, es trocknet aus.“

Armand nickte zustimmend. Er warf einen Blick über die Mettische hinweg nach den Mönchen, die so well, so fahl, so zerfallen aussahen.

Sie schritten weiter, den Mönchen entgegen. Eine Schar Krähen flog mit großem Geschrei vom Turme auf und über ihren Köpfen hinweg. Die Patres blickten in die Höhe und blieben plötzlich stehen wie festgebannt, die Augen starr, in maßlosem Staunen nach dem Turme gerichtet. Ihre blassen Wangen schienen noch tiefer einzufallen, während ein dumpfes Stöhnen sich ihrer Brust entrang.

Der Prior und Armand wendeten sich nun befreundet ebenfalls um und ihre Blicke folgten der Richtung, welche die Augen der Mönche ihnen bezeichneten. In dem weiten Fenster des Glockenturmes stand eine lichte Frauengestalt und die sich neigende Sonne beleuchtete sie mit ihren goldigen Strahlen.

Den Lippen des Priors entfuhr ein ächzendes „Ach!“ Jetzt ward auch die Aufmerksamkeit der jungen Mönche auf diesen Punkt gerichtet und gefesselt. Ihr Entzücken schien jedoch größer als ihr Schreck; sie falteten die Hände.

Die Lichterscheinung trat bis auf den äußersten Rand heraus, auch sie sah auf die Männer herab, sie winkte ihnen zu und jetzt führte sie die Finger an den Mund und warf dem Prior eine Rußhand zu.

Die alten Patres bekreuzigten sich, die jüngeren taten es ihnen nach, aber sie sahen doch unverwandt hinauf und die Augen traten ihnen in dem Bestreben, noch Genaueres zu untersuchen, fast aus den Höhlen.

Armand hatte bereits dem erschrockenen Prior zugerufen: „Es ist meine Frau!“ Aber dies schien den Hochwürdigen keineswegs zu beruhigen. Sein orangegelbes Gesicht färbte sich purpurn.

„Wie ist sie da hinaufgekommen?“ rief er. „Wir haben Claustr, es ist eine Verletzung der Klosterzucht, es ist —“

„Ich will sie sogleich wieder herunterholen,“ versicherte der Gatte, und schon schickte er sich an, diesen Vorsatz auszuführen, als ein lauter Ruf der Mönche ihn einhalten ließ.

„Ein Vater,“ riefen sie alle, „ein Vater, da oben, neben ihr!“

In der Tat, neben der lichten Frauengestalt zeigte sich eine dunkle Kutte und der darunter steckte, tat nicht eben schüchtern mit der jungen Frau, er sprach mit ihr, er gestikulirte heftig, als ob er sie zu etwas überreden wollte, und jetzt ergriff er sie an der Hand und führte sie hinweg.

Ein allgemeines, empörtes Murren ließ sich vernehmen, und es steigerte sich zu einem Schrei der Wut.

Auch Armand war auf das äußerste betroffen. Was sollte das bedeuten? Was hatte sie mit jenem Pater, wohin war sie ihm gefolgt? Er wollte es erfahren, er wollte Rechenschaft von diesem Vorfall und sogleich. Er wollte fortstürmen, aber der Prior hielt ihn an der Hand zurück und wieder zeigte er nach dem Turm.

Die beiden waren jetzt in dem nächsten Fenster sichtbar geworden. Man konnte bemerken, wie sie einem Untenstehenden, außer dem Kloster Befindlichen zuwinkten und sich ihm verständlich zu machen suchten; man vernahm sogar ihre Stimme in einem gemeinsamen Ruf.

Der in der Kutte gebärdete sich immer auffälliger, er gestikulirte, er sprang und tanzte wie toll herum, jetzt riß er die weiße Schnur vom Leibe und jetzt die Kutte, er drehte sie zu einem Knäuel zusammen und warf sie mit kräftigem Schwung hinab in den Graben.

Ein Geheul beantwortete diese freche Entheiligung, und nun sprangen sie alle, nicht mehr des Weges achtend, über die Decte hinweg und eilten nach dem Hofe, sie drängten nach dem Turme zu. Armand war den anderen voraus, der Prior feuerte hinterdrein.

Im Hofe kam ihnen der Pförtner entgegen, er rang die Hände. „O Weiber, Weiber! Die eine schreit oben, die andere schreit unten, San Francesco, sei uns gnädig!“

Man war bei dem Turme angekommen, Armand sprang gegen die Treppe, da hörte man leichte, geflügelte Schritte eines Herunterkommenden. Die Mönche rotteten sich zusammen. Ein weißes Kleid wurde sichtbar.

„Hermine!“ rief Armand.

Sie stürzte ihm entgegen, sie warf sich an seinen Hals.

„Sie haben sich gefunden, sie lieben sich, sie sind glücklich!“ rief sie, noch ganz atemlos, in freudiger Erregung.

Er drückte sie an sich, er war so froh, sie wieder zu haben.

Ein zorniges Gemurre ließ sich vernehmen, die Mönche nahmen eine drohende Haltung an.

„Der Pater,“ riefen sie, „wo ist der Pater?“

Auch die Tür des Verbindungsganges ward geöffnet, ein junger, blasser Franziskaner, derselbe, der in der Kirche gewesen, drängte sich, einen scheuen und doch verzehrend heißen Blick nach Hermine werfend, hinzu.

Jetzt polterte es auf der Stiege, zwei Füße wurden sichtbar, im nächsten Augenblick stand der junge Fischer ohne Kutte, in seinem Hochzeitsstaate, den er in der Turmkammer aufbewahrt und nun rasch über sich geworfen hatte, vor ihnen.

„Paolo!“ erscholl es wie aus einem Munde.

„Paolo!“ wiederholte auch Armand, dem mit einem Male alles klar geworden und der nun seiner kleinen Frau zärtlich in die Augen sah. „Unser Paolo!“

Sie winkte stolz. „Ich habe ihn gefunden, Armand, ich habe ihn aufgestöbert.“

Auch der Prior war nun vor der Treppe angelangt und sein Zorn, wie der der übrigen, wendete sich gegen den unwürdigen Burschen, der in so herausfordernder Weise die Klosterregeln verletzt hatte. Und doch waren sie sämtlich erleichtert, daß er es war und kein anderer, dem in so schwerem Vergehen zur Last gelegt werden konnte.

„Du schlechter, ungetreuer Knecht,“ rief der Prior, indem er nach Luft schnappte, „ich will über Dich zu Gericht sitzen, Du hast die ärgste Büchtlung verdient und die soll Dir werden. Führt ihn hinweg!“

Paolo machte eine energische Wendung. „Laßt mich ganz hinaus, hochwürdige Herren, ich gehorche nicht länger dem Klosterzwang, ich will ins Leben zurück, ich will zu meinem Weibe.“

Der Pförtner fuhr ihm dräuend mit der geballten Faust entgegen. „Unglücklicher, ich wollte Dich retten und nun willst Du Dich dem Weibe wieder überantworten und der Verdammnis!“

„Bei Euch ist der Tod, ich will noch leben, ich will noch glücklich sein, gebt mich frei.“

„Sie werden ihn gewiß nicht wider seinen Willen zurückhalten,“ sagte Armand, sich an Paolos Seite stellend, mit großer Bestimmtheit.

„O nein,“ rief Hermine und mit einem scheuen, bittenden Blick und ihrem wärmsten Ton sich direkt an die Mönche wendend, fuhr sie erregter fort: „Haben Sie doch Mitleid mit zwei jungen Herzen, die sehnüchtig einander entgegenschlagen; sie lieben sich, können Sie denn das nicht begreifen? Viele von Ihnen sind ja selbst noch jung und Sie könnten noch glücklich sein; Sie sollten es auch, Sie sollten sich wieder der Freude zuwenden, dem Leben. Das Leben ist so schön, hier wissen Sie nichts davon und werden an diesem Orte zu traurigen, kalten Gespenstern; darum verlassen Sie das Kloster, glauben Sie mir, es wäre auch für Sie das Beste, werden Sie wieder weltlich.“

Sie konnte nicht anzureden, ihr Gatte hielt ihr den Mund zu; er war zuerst über dies Herausplagen ihrer modernen Weltanschauung, die sich diesen Mönchen gegenüber in so ungeheurer naiver Weise äußerte, ganz verblüfft gewesen; jetzt galt es; die kleine Unbesonnene, die sich unterfangen, unter diesen heiligen Männern für ihr fröhliches Menschentum Proselyten zu werben, vor dem Ausbruche ihrer Empörung zu schützen.

Ein Lärmen, ein wirres Durcheinander von Stimmen und Anrufen der Heiligen ließ sich vernehmen; wie in Verschwörungen suchtelten viele Arme, die in ihrer Fleischlosigkeit aus den Kutten hervorjagen, in der Luft herum, dann gipfelte die Entrüstung in dem allgemeinen Ruf: „Hinaus, hinaus!“

Der Prior allein war keines Wortes mächtig; das Entsetzen hatte ihn sprachlos gemacht; schwer keuchend wies er nach der Tür.

Armand, seine Frau am Arme, schritt rasch gegen dieselbe. Als Hermine bei dem jungen Franziskaner vorüberkam, traf sie wieder sein dunkler Blick, er war wie der eines Sterbenden; die übrigen drängten dem Paare nach, und als er nun allein zurückblieb, warf er sich auf den Boden und küßte mit heißen, trockenen Lippen, die Stelle, auf der ihr Fuß gewiekt.

Man war im Hofe angekommen, wo der Gondolier gewartet hatte, er staunte ein wenig über die zahlreiche Begleitung seiner Passagiere, aber er merkte bald, daß ihre Expedition mit weniger Höflichkeit als Eile vor sich ging. Man hörte jetzt das Rochen Mariettas und ihre lauten, drängenden Rufe: „Paolo, Paolo!“ Der Pförtner stieß mit einem Fluche den Schlüssel in das Schloß.

„Die Hölle ist los!“

„Hinaus, hinaus!“ schrie es hinterher.

Paolo war der erste, der, alles beiseite schiebend, zur geöffneten Pforte hinausprang und seiner Marietta mit einem Jubelruf in die Arme fiel. Im nächsten Augenblick war auch das zweite Paar im Freien und die Klosterpforte fiel krachend hinter ihnen ins Schloß. Sie sandten keinen Blick mehr nach rückwärts, sie faßten sich an den Händen und liefen dem Ufer zu. Paolo mißte sich, sein Sandolo, mit dem er

hierhergekommen und das umgestürzt am Strande lag, wieder flottzumachen. Mit Hilfe Mariettas war dies bald geschehen und sie bestiegen das Fahrzeug. Sie hatten ihren neuen Freunden das Versprechen gegeben, sie morgen in Venedig zu besuchen, heute drängte es sie, ihr Heim zu erreichen. Die beiden Paare riefen sich noch ein herzliches „Auf Wiedersehen!“ zu, dann trennte man sich.

Aneinandergeschmiegt, die lachenden Augen ineinandergesenkt, schwammen sie in dem leichten Fahrzeuge dahin. Sie schwelgten mit allen Sinnen in ihrem Glück, sie empfanden seine gesunde Wirklichkeit und ihre Herzen durchbebt der schönen Glaube, daß der Mensch zur Freude geboren sei und zur Glückseligkeit.

Auf San Francesco aber, in der einsamen Klosterzelle, wand sich stöhnend und betend ein junger Pater unter den Geißelhieben in grausamer Selbsteinigung. Es galt den Leib mit seinen vom Satan inspirierten Gelüsten zu züchtigen; es galt die Abtötung des Fleisches, um sich dadurch besonderer Gnade und Auszeichnung im Jenseits zu versichern. —

In den böhmisch-bayerischen Grenzbergen.

Von P. Kohle.

Gener breite Gebirgszug, der sich vom Fichtelgebirge bis zum österreichischen Donautal hinunterzieht und auf eine mehrere hundert Kilometer lange Strecke die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Oesterreich bildet, ist bekannt unter dem Namen des böhmisch-bayerischen Waldgebirges. Seine Berge bilden die Wasserscheide zwischen Donau und Moldau. Die höchsten Erhebungen dieses reich gefalteten Berglandes steigen bis zu 1447 Metern (Arber) empor.

Ein großweiliges, mit Wäldern und Mooren bedecktes Plateau zieht sich der Kern des Gebirges dahin. In runden Knippen, in Schroffen und Facken erheben sich darüber die Felsipitzen. Zahlreiche Wasseradern haben ihre Täler in meist west-östlicher Richtung in dieses Höhenland eingegraben. Bahnlirien durchschneiden die Felswände an verschiedenen Stellen, und zahlreiche gute, doch nur wenig begangene Straßen führen in allen Teifen des Gebirges von Bayern nach Böhmen hinüber.

Als vorherrschende Gesteinsformation kam man den kristallinischen Schiefer bezeichnen. Auch Sandstein und Kohlenlagerungen fehlen nicht; ebenso sind Gneisgesteine und Grauwackenformationen vorhanden. Klima und Wasserreichthum stehen in diesem Bergland im engsten Zusammenhang.

Die meisten Flüsse und Bäche werden aus weitgedehnten Torfmooren gespeist, die der Volksmund vielfach als „Fülze“ bezeichnet. Hier versiegt die Bodenfeuchtigkeit niemals und zahlreiche, wohlbekanntere Flüsse nehmen dort ihren Ursprung. Um einige zu nennen, seien erwähnt: Moldau, Rotava, Beraun, Waldnaab, Regen und Flz. Ausgiebige Regen- und reiche Schneefälle sorgen überdies für ausreichende Wasserbestände.

Der Holzreichtum dieses Gebirgslandes hat einen guten Teil auf die Beschäftigungsarten der Bergbewohner, die sich „Wäldler“ nennen, Einfluß ausgeübt. Sie verarbeiten die „fälligen“ Bestände ihrer Wälder zu Balken und Brettern, zu Schindeln und Siebreifen, zu Schlitten und Wagen, zu Holzschuhen und Bilderrahmen, zu Möbeln, zu Zündhölzern usw. Wo das Gestein reich an Quarz ist, da rauchen die Glashütten und stehen die Spiegelabriken in Blüte. Außerdem wird Ackerbau und Viehzucht, selbst in der unwirklichsten Gegend, je-



Bergwasser.

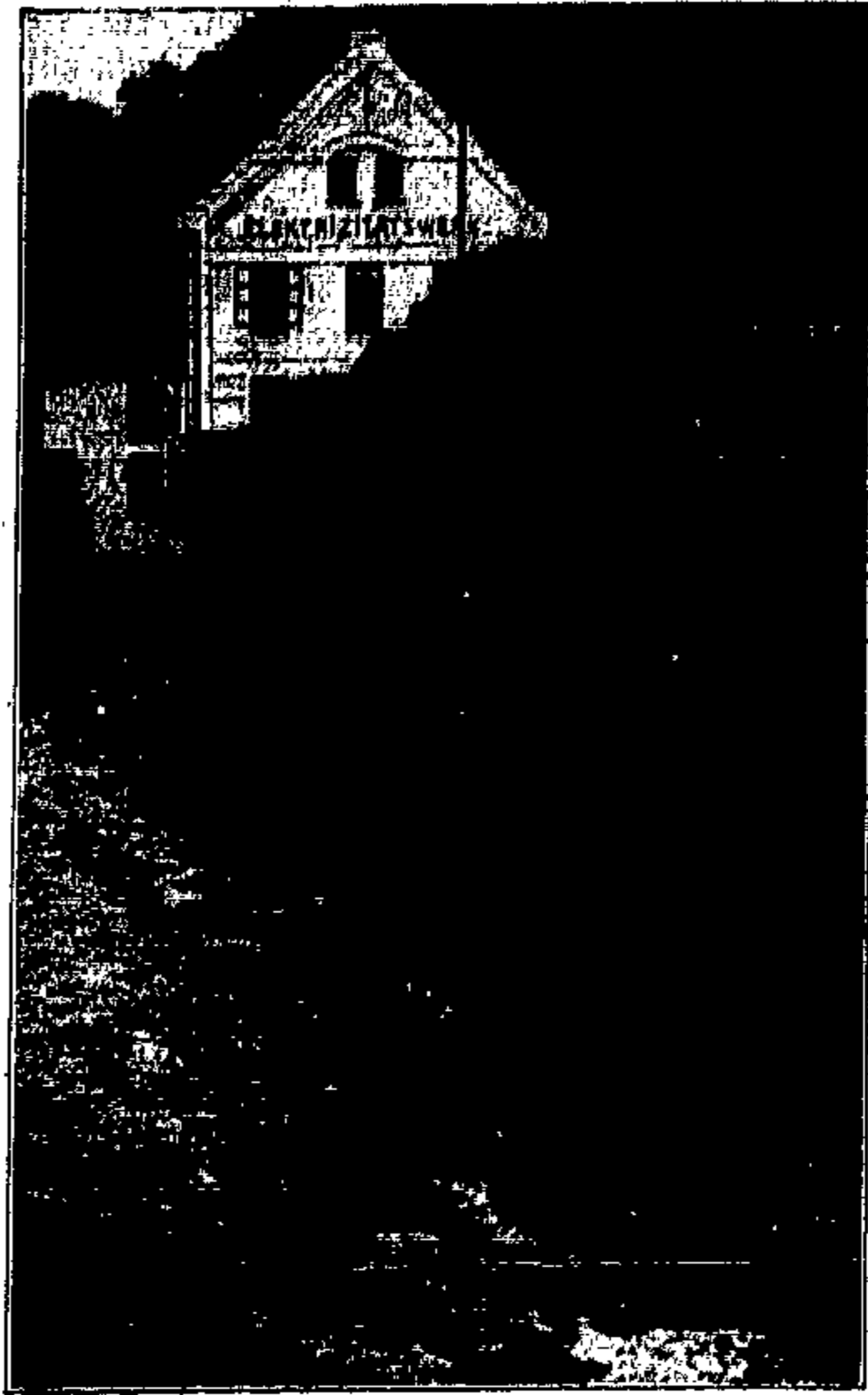
doch nur zum eigenen Bedarf, betrieben. Die Bevölkerung selbst, die sich aus deutschen und slavischen Elementen mischt, ist ein derber kräftiger Menschenschlag, der fest an althergebrachten Sitten hängt, dessen Hochzeits- und Vestattungsgebräuche viel Eigentümliches haben. Einfachheit und Gutherzigkeit, zuborkommendes Wesen und Gastfreundschaft trifft man in der ärmlichsten Hütte, so daß man sich überall im Lande, das durch Schillers „Räuber“ eine Zeitlang arg in Verruf gekommen war, gut und sicher aufgehoben fühlt.

Und noch eins macht eine Wanderfahrt durch unser Waldgebiet lohnend: derjenige, der über einen nicht allzu gespickten Geldbeutel verfügt, wird bei bescheidenen Ansprüchen überall gut und billig aufgehoben sein; er wird eine schmachtende, reichliche Kost, einen guten Trunk und eine saubere Lagerstatt selbst in Gegenden finden, die mitten in schwer zugänglichen Wäldern versteckt liegen und ohne jegliche Verbindung mit der Außenwelt zu sein scheinen.

Eine große Ruhe wird auf den Wanderer einströmen, wie er sie köstlicher in keinem Berglande Mitteleuropas finden dürfte. Wern wird er sich den bald nach dem ersten Bekanntwerden auftauenden und gesprächigen Wäldlern, falls er Interesse für Land und Leute hat, anschließen, die ihm mancherlei Aufschluß über diese und jene vollstümliche Eigenart geben werden.

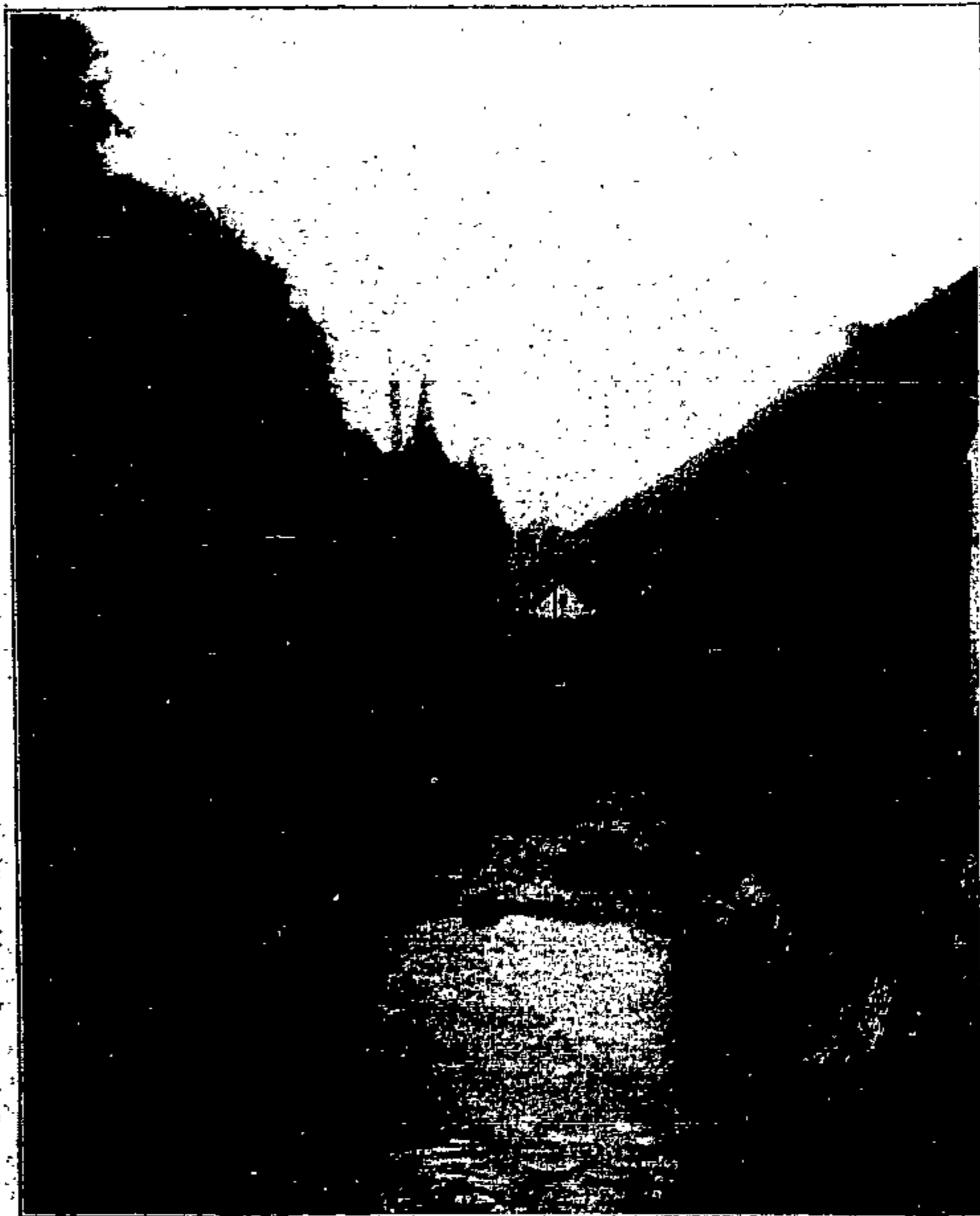
Die Schönheit und Ursprünglichkeit der reizvollen Landschaft, die reiche Gliederung in Täler und Höhen, die ungezählt rieselnden Quellen und Bäche erhöhen den Genuß, der sich den Sinnen bietet, und schaffen Eindrücke, die jahrelang in lebendiger Frische erhalten bleiben und sich nicht durch Großstadtkrampf und Stammtischfreuden verwischen lassen. Von einer solchen Fahrt durch das böhmisch-bayerische Grenzgebirge wollen wir einiges erzählen; und wenn auch das geschriebene Wort nur annähernd alles wiedergeben kann, was das Auge gesehen, so wird auch dieses wenige dem genügen, der den Reiz des Wanderns zu lieben und zu schätzen weiß.

Bis Cham hatte uns das Zügle gebracht. Nun sollte die Fußreise beginnen. Im Norden blauten die Höhenzüge des Oberpfälzerwaldes; im Süden hob der Bayerische Wald seine grünbestandenen Gänge. Zwischen beide Gebirgszüge schob sich das breite Tal des recht gemütlich dahinrollenden Regenflusses. Das Städtchen selbst bot nicht allzu viel Sehenswertes, wean auch die Bauart ein-



Elektrizitätswerk am Waldbach.

zelner Häuser, die überwölbte Erdgeschoßräume und mit Rundbogen bekrönte Fenster aufweisen, ziemlich lebhaft an Tiroler Stadtbilder erinnerte; Giebelfronten und lauschige Erker hielten jedoch noch stark das fränkische Gepräge aufrecht, das selbst die moderne Zeit, die in Cham ganz unter dem Zeichen des Holzhandels und der Sägemühlen steht, nicht völlig zu verwischen vermocht hat. Besonders massig und groß wirkten die uralten Gasthäuser, an denen Cham nicht gerade arm ist. Sie sind zum Teil mit einer wahren Raumverschwendung ausgestattet; ihre starken Mauern erinnern an die Wände alter Klöster.



Industrie im Böhmerwald: Papiermühlen.



Ein Bräuhaus.

In den Trinkstuben fehlen vielfach die bleiberglasten Buzenscheiben nicht. Aber modern sind diese Logierhäuser dennoch. Wenigstens trifft man wohl überall elektrisches Licht an, wie denn auch sonst meist für jeden Komfort gesorgt ist.

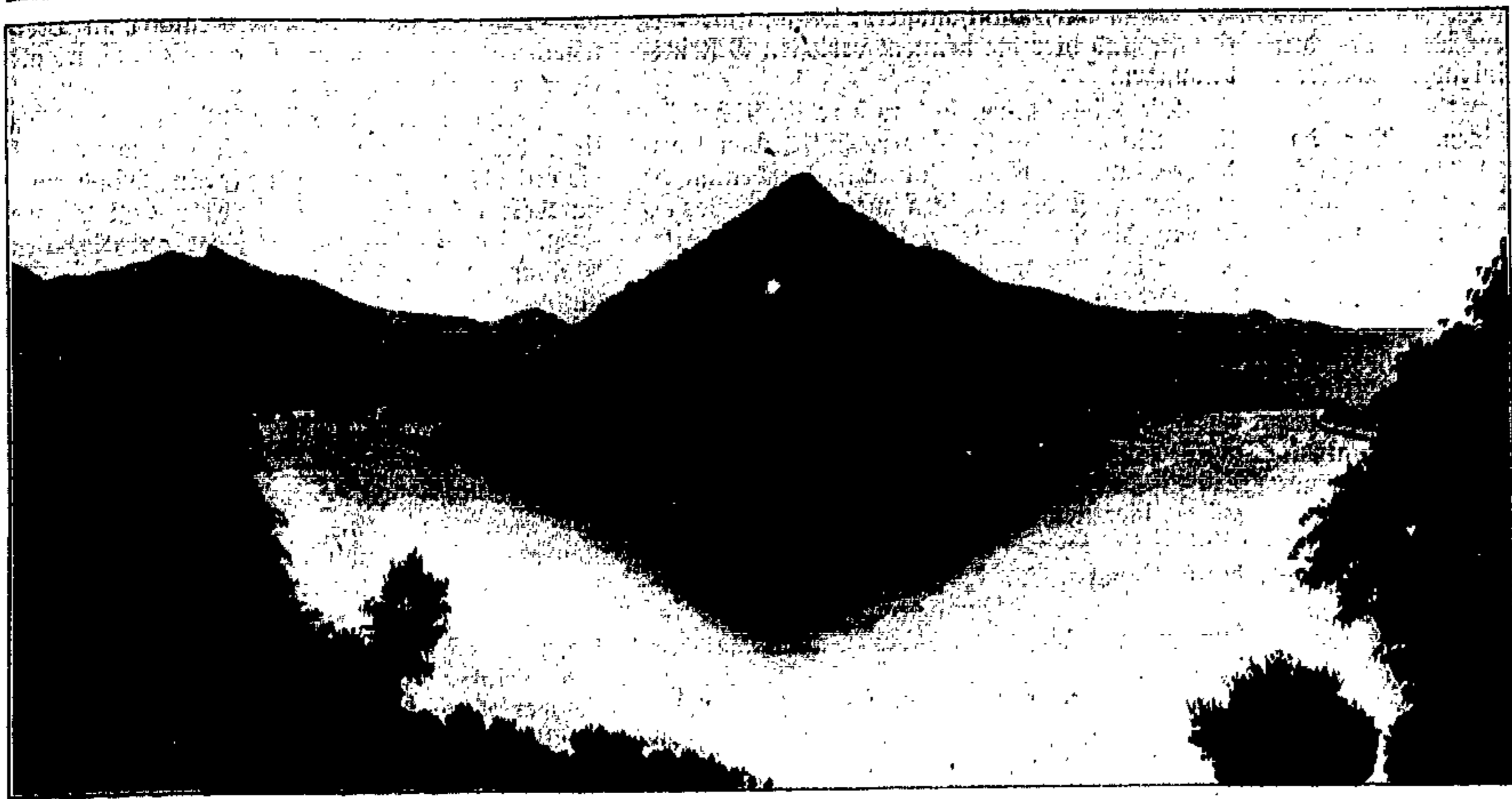
Die Straße, die Cham und Lam verbindet, führt in die eigentliche Gebirgswelt hinein. Ein großartiges Panorama tut sich dem Wanderer auf. Verge, oft von stattlichen Höhen, kränzen die Fernen. Blaue Felsmauern schieben sich vom Osten und vom Westen in die Landschaft hinein. Das kahle Gestein wird nur ganz selten sichtbar. Ueberall decken dunkle Waldungen mit ernstem Grün die Gänge, die Täler und die Höhen.

Unterhalb Rötzing teilt sich der Regen in seine beiden Quellflüsse, in den „weißen“ und in den „schwarzen“ Regen. Die Wasser werden lebhafter. Sie rauschen und räumen und umschäumen die wild im Bette liegenden rötlichen Felsquadern mit ihrem weißen, wallenden Schaumgeriesel.

Wir wandern im Tale des weißen Regen weiter. Die Sonne meint es gut, aber die plätschernden Wellen mildern ihre Glut ein wenig und machen den Marsch erträglicher, als es sonst die Sulmittagsstunde gestattet. Nur ganz selten trifft man auf einen einsam schreitenden Menschen. Immer enger wird das Tal. Der Reitersberg und der Hohe Bogen haben ihre steilen Wände in unserem Rücken getürmt, so daß jeglichem Fernblick nach Norden und Nordosten gewehrt ist. Immer näher schreiten wir dem doppelgipfligen Osser entgegen. Wälder gürteten seine schroffen Wände. Hier und da tritt der gelbrote Fels unbewachsen ans Licht. So geht es ein gutes Stück Weges, jedoch ohne wesentliche Steigung, vorwärts. Dann taucht ein bauchiger Kirchturm auf. Ein größerer Ort wird sichtbar.

Endlich sind wir in Lam, das sich uns als echte, unverfälschte Wäldlerortschaft präsentiert. Die Häuser sind fast durchweg aus Holz errichtet. Nur der Unterbau ist aus schweren Steinblöcken fundamentiert. Aus wettergebräuntem Holz steigen darüber die Wände empor, die die kleinen quadratischen Fenster tragen. Das mächtige Schindeldach ist mit gewaltigen Felsquadern beschwert, damit der Sturm, falls er es auf ein Abdecken angelegt hat, nicht gar allzu leichte Arbeit findet. Und Vorsicht ist hier angebracht, denn Herbst und Winter sollen keine milden Herren sein!

Weiter geht es in einem romantischen Flußtale. Der Weg steigt, doch wird er keineswegs beschwerlich.



An der Donau.

An zahlreichen Sägewerken führt er vorüber. Auf seitlich angelegten Stauteichen schwimmen unzählige riesige Baumstämme. Ohne diese Baumstämme, die man behauen und unbehauen, auf Fluß und Teich, auf Wiese, auf Weg und Steg antrifft, wäre dieses Waldgebirge überhaupt fast undenkbar. Schmäler und immer schmaler wird nun die Bachrinne, von welcher der Weg schließlich ganz abspringt und in einen dichten, hügeligen Wald hinüberführt. Tannenbestand wechselt mit Mischwald. In Farben und Linien bauen sich fast Schritt für Schritt immer neue, reizvolle Bilder auf. Da sind weiße, schlanke Birkenstämme, die Kronen voll von lichtgrünem Gezweig in die grelle Sommersonne gerückt haben. Wie dunkelgrüne Pyramiden türmen sich dann wieder kraftstrotzende Edelkannen auf. Eichen mit gewaltigen Stämmen und weitauflandendem, knorrigem Astwerk bannen als Einzelbäume den Blick. Erle, Weide oder Pappel mit silbrig zitternden Blättern haben ihren Stand an den Rändern der zahlreichen Wasseradern. Auch die Buche fehlt nicht, wenn sie auch wohl der seltenste Baum in diesen Wäldern ist. Meist stehen diese Baumarten in kleinen Gainen zusammen. Der Mischwald im gewöhnlichen

Sinne des Wortes ist selten; doch fehlt er keineswegs gänzlich. Stundenlang geht es durch diese Wälder. Die Kohlenmeiler und Glashütten, die der Wanderer antrifft, sind selten. Wo sie sich aber finden, da geben sie dem Waldmilieu etwas Unheimliches und erwecken Kindheits-erinnerungen an Märchenwälder, wie sie heute in Deutschland allgemein ausgestorben sind.

Immer wieder geht es durch uralten Waldbestand, der stellenweise zum richtigen Urwald wird. Abgebrochenes Astwerk, moderne Stümpfe, sturmgeknickte Stämme decken in wirrer Regellosigkeit den Boden. Dazwischen hebt wildwucherndes Farnkraut seine zierlichen Wedel. Alle Kronen dieser ungezählten Bäume scheinen zu einem einzigen Wipfeldach verflochten zu sein. Die Stämme sind nicht immer schlank und wohlproportioniert, vielfach tragen sie wunderliche Auswüchse, knorrige Buckel. Dichte Moospolster haben Steine und Stümpfe überzogen. Eine feuchte, modrige Luft durchschweft die Ruhe dieser riesigen Wälder. Die Sonne vermag nirgends recht Eingang zu finden und man vermisst auf die Dauer ihr belebendes Licht.

Der Weg führt ständig bergauf, oft in steilem Anstiege. Und der Pfad ist nicht gerade der beste. Geröll von spitzigen, scharfen Steinen

deckt ihn in leichter Schüttung, die ein sicheres und festes Fußsetzen verlangt. Bei den „Mooshütten“ ist endlich jene Höhe erreicht, die direkt auf den Arber, den höchsten Berg des Bayerischen Waldes, hinüberführt. Massig und hoch türmt er sich, ein breitrückiger Ries, dicht vor unseren Blicken auf. Fuß und Auge können jetzt ein wenig rasten. Das Panorama ist ein erheblich anderes geworden. Die Waldberge sind verschwunden. Die Hänge bieten Weideland und öde Geröllfelder. Wir befinden uns bereits in ziemlicher Höhe. Man merkt das am besten an der Vegetation. Die Bäume scheinen zusehends kleiner zu werden, zusam-

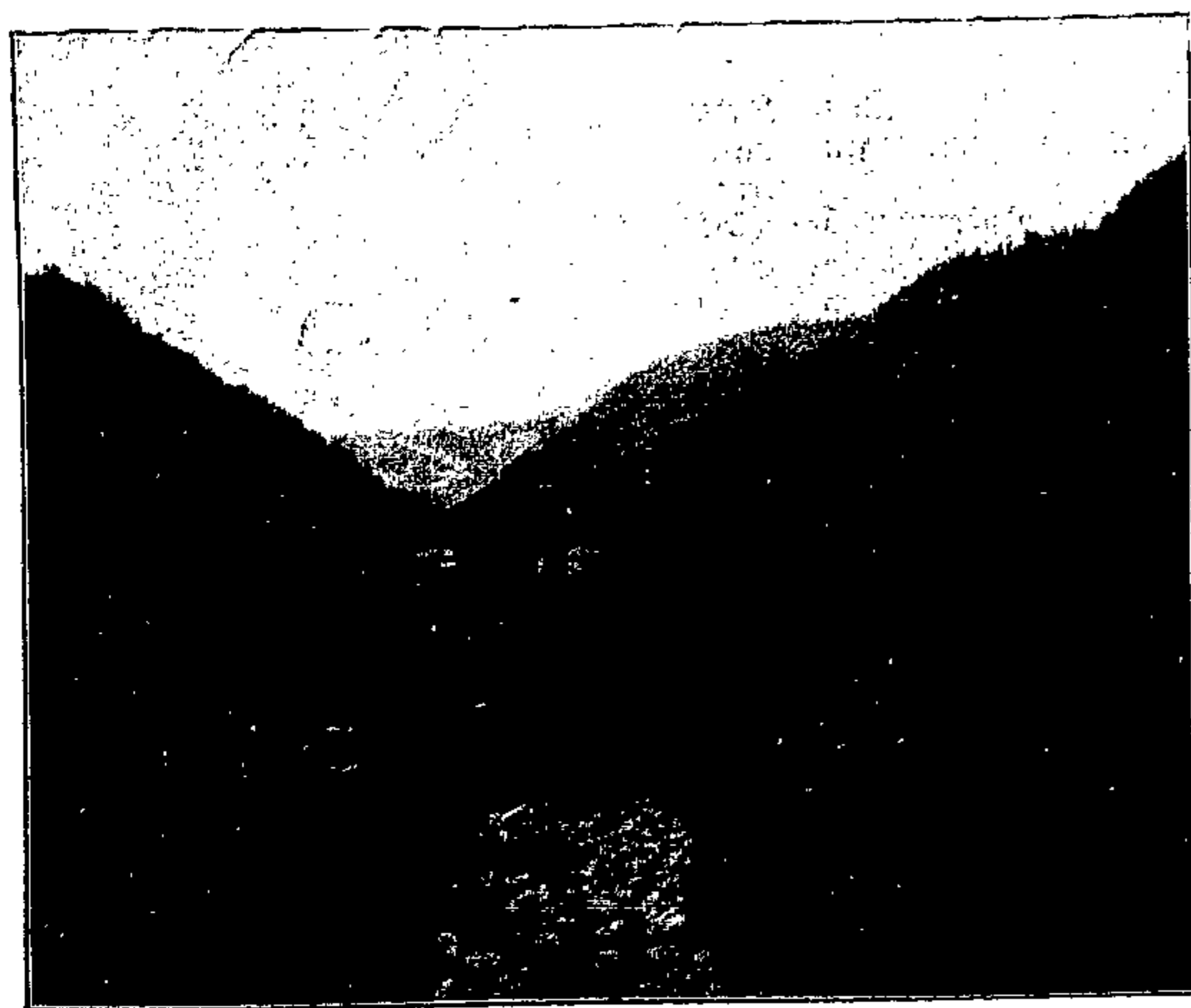
menzuschrumpfen. Das Astwerk hat große Flechtenbärte angezogen. Bald beginnt die Region des Knieholzes. Steile Felsgehänge geht es hinan.

Endlich ist die Höhe des großen Arber erreicht, die eine unvergleichlich schöne Aussicht gegen Osten und Westen gewährt. Nirgends vermag das Auge eine menschliche Siedelung zu erblicken. Nur das Arberhaus lugt winzig aus seiner Höhe herunter. Wäldermeere scheinen sich unter uns zu breiten. Das Geäder zahlloser Flüsse und Bäche hat ein silbrig aufschimmerndes Netzwerk über das dunkle Grün gebreitet. Nach allen Himmelsrichtungen wellen riesige Bergketten das Land, falten es in Höhen, in Buckel und Täler.

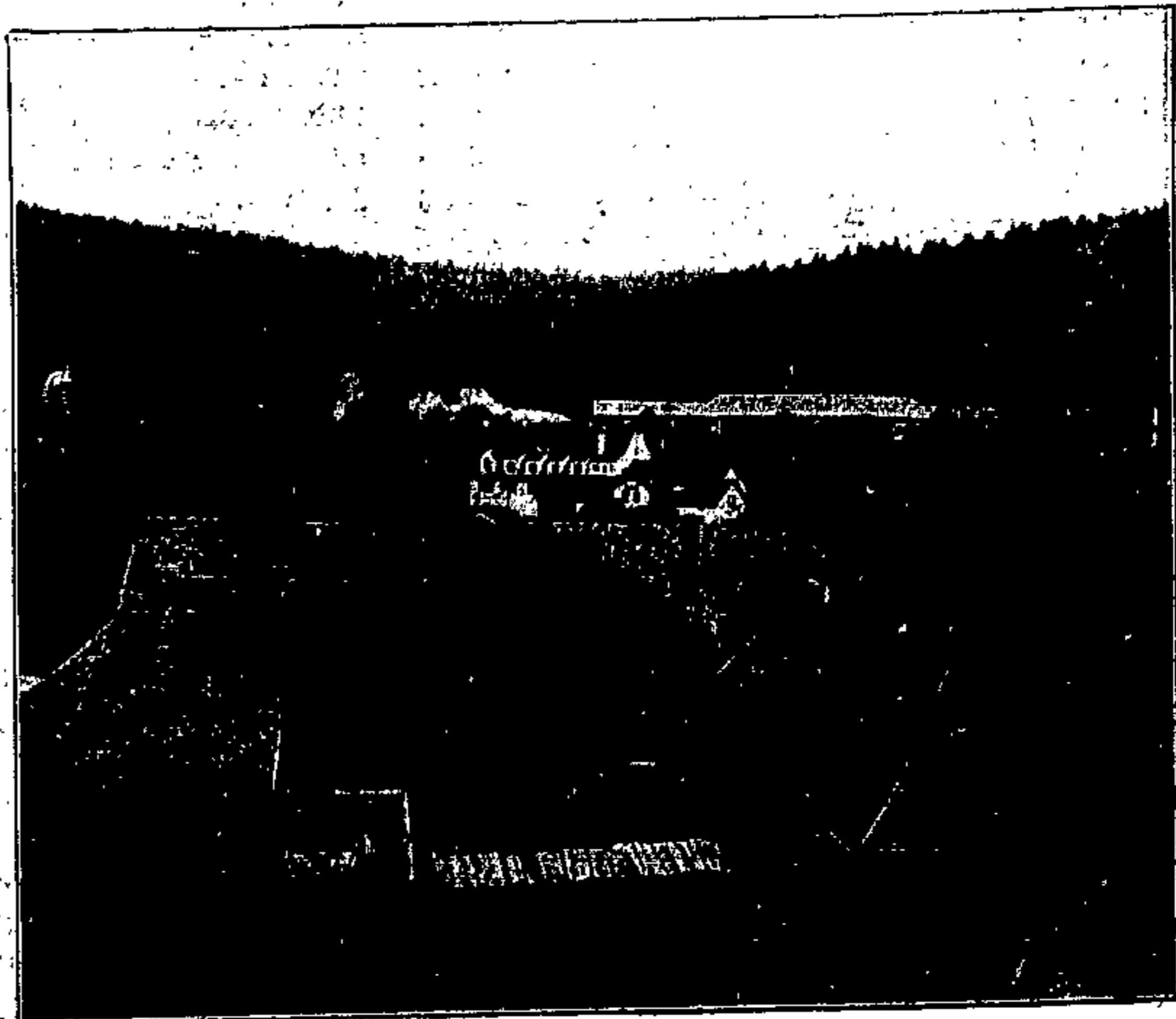
Das gutgehaltene Unterkunftsbaus sorgt in ausreichender Weise für die leiblichen Bedürfnisse. Große Ansprüche dürfen natürlich nach keiner Richtung hin gemacht werden. Aber für eine längere, sogar selbst für eine recht ausgedehnte Nacht genügt das Vorhandene reichlich.

Abwärts führt der Weg, hinunter zu den geheimnisvollen Arberseen.

Ziemlich steil geht es bergab. Ein grüner Dämmerungsraum umfängt uns. Dann blüht ein Leuchten durch die dunklen Stämme. Eine



Tal am Arber.



Wälderhaus.

blätere Feierlichkeit lagert in der Munde. Als dunkle Masse schließt sich der Wald um den Spiegel des bleifarbenen blinkenden Wassers. Still und tot ist es hier.

Selbst die Vögel schweigen. Nur das Knacken eines abgestorbenen Astes durchbricht mitunter die Reglosigkeit dieser Einsamkeit. Moosig ist der Waldboden ringsum. Die schwarzen Tümpel in der unmittelbaren Nähe der Seen sind ziemlich zahlreich. An Wasser ist hier reicher Ueberfluß vorhanden.

Erst ein ganzes Stück hinter dem moorigen Siedland des Seengebietes wird der Wald lichter und freundlicher. Brombeergestrüpp und rote Fingerhutblumen bringen Leben und Buntheit in den schweigenden Ernst der Landschaft. Auch der Bergholunder kommt als Unterholz vor, der ganz besonders in die düstere Gleichmäßigkeit der Nadelholzbestände eine leichte Seiterkeit hineinbringt. Und nun erwacht auch die Vogelwelt wieder. allerlei Locktöne und Warnrufe tönen an unser Ohr. Schmetterlinge flattern über den Weg. Eidechsen huschen über besonntes Gestein, und Käfer marschieren flink oder schwerfällig, je nach ihrer Körperbauart, über Moos und Salme, über faulendes Holz und abgebröckelte Rindenstücke.

Im Tale tauchen Häuser auf. Nach steilem Abstieg ist endlich Eisenstein erreicht. Langgestreckt zieht sich die gefällige Ortschaft hin, die Winter und Sommer stark von Touristen besucht wird und wo es sich gut und wohlfeil einige Wochen hindurch leben lassen soll. An Wirtschaften ist in diesem Städtchen wenigstens kein Mangel!

Aber auch manche Eigenart der Bewohner fordert hier Beachtung heraus. Gerade hier in der Eisensteiner Gegend trifft man sehr häufig die sogenannten Leichenbretter an. Das einzelne Brett, das zum Gedächtnis des Toten aufgestellt und auf dem er vielfach auch zur letzten Ruhe getragen wurde, ist selten; Gruppen von Brettern dafür um so häufiger. Ein Kreuzifix befindet sich meist in ihrer Mitte. Die Bretter sind gewöhnlich grell und bunt bemalt, weisen ein kleines Schuttdach auf und tragen Inschriften und Heiligenbilder oder auch eine Darstellung des Vorganges, durch den der Tote, auf den sie Bezug nehmen, sein Leben hat lassen müssen. Ihre primitive Originalität gibt manchen guten Beitrag für die Erkenntnis der volkstümlichen Eigenart der „Wälder“; namentlich in den Sprüchen und Märchen dokumentiert sich oft eine höchst naive Derbheit, die charakteristisch für das Denken der Leute ist, die sie erdachten und zu Ehren des Toten auf dem Leichenbrett niederschreiben ließen. Derartige Leichenbretter sind aber nicht nur in den bayerisch-böhmischen Grenzbergen, sondern fast überall im deutschen und österreichischen Bergland verbreitet; auch in der Schweiz sollen sie vorkommen.

Man unterscheidet ein bayerisches und böhmisches Eisenstein. Von hier aus beginnt man deshalb auch am besten mit einer Besichtigung und Durchquerung des böhmischen Teiles unseres Gebirgszuges; nur muß man darauf gefaßt sein, bald in tschechisches Sprachgebiet zu gelangen. Landschaftlich aber kann jedenfalls dieser Teil des Gebirges den Vergleich mit dem bayerischen gut und gern aushalten.

Ueber die höchste Wand des Kettengebirges gilt es nun hinüberzuklimmen oder sie doch wenigstens auf einem der viel begangenen Pässe zu durchqueren, denn Oßer, Seewand, Arber, Rachel und Ruzen, jene Hauptriesen der mächtigen Gebirgskette, liegen fast direkt auf der deutsch-österreichischen Grenzschleife; dort aber, wo Kubany und Dreifesselberg ihre gewaltigen Felsquadern türmen und der Bergzug näher an die Donau heranstreift, verlohnt sich ein längeres Verweilen.

Granwade, Buntfandstein, Muschelfalk und Keuper sind hier die nennenswertesten Gesteinsbildungen.

Die Stadelungen sind außerordentlich spärlich. Ein paar Försterhäuser, Gütten, von Holzschlägern und Köhlern sind auf stundenlangen Märschen fast die einzigen menschlichen Behausungen, die man antrifft. Die eigentlichen Urwälder des Waldgebietes befinden sich hier, wo die Berge und Schluchten, die Höhen und Täler noch weniger erschlossen und zugänglich gemacht worden sind, als auf der bayerischen Seite des Gebirges. So wie hier, mögen vor Jahrhunderten die ungeheuren Wälder Germaniens ausgehauen haben, von denen uns die römischen Schriftsteller berichten. Wenn aber auch gegenwärtig hier noch manche Unwegsamkeit zu überwinden ist, so arbeitet man doch emsig daran, durch Bahnbauten, durch Anlegen von Landstraßen, durch Schaffung geeigneter Postverbindungen auch diesen Teil des Gebirges zu erschließen.

Eine ernste Feierlichkeit lagert über diesen Bergwäldern, die reich an Wild und Raubvogelarten sind. Das Hämmern des Spechtes und die Art des Holzhaners geben die einzigen Töne, welche die große Stille stören. Und trifft man einmal einen dieser fleißigen Böhmerwaldleute, so sind sie schener und wortfarger als jenseits der Gebirgsgrenze.

Von einer wildromantischen Ursprünglichkeit ist hier die Szenerie der Landschaft. In grotesken Formen türmen sich oft die Felsquadern übereinander. Die Vegetation ist in gewisser Weise üppiger, bunter, mannigfaltiger an Arten, als im bayerischen Teile des Gebirges. Das trifft besonders für die Blumen zu, die oft in bunter Fülle Gänge und Bergwiesen bedecken. Zur Zeit der Gräserblüte soll es dann am schönsten hier sein und an Lieblichkeit mit den Gärten der oberbayerischen Bergwelt wetteifern können.

Die Häuser, die man auf dieser Seite des Gebirges in den Ortschaften antrifft, haben entschieden oft etwas recht Primitives, wenn sie auch sonst den Gütten der bayerischen Wälder äußerlich ziemlich ähneln. In den Herbergen tritt jedoch dieser Unterschied krasser hervor. Die Einfachheit, die hier herrscht, läßt doch manches entbehren, das man für gewöhnlich nicht gern missen mag. Das bezieht sich freilich im großen und ganzen nur auf Nebensächlichkeiten, auf die jedoch der Großstädter, selbst der nicht verwöhnte, ziemlich viel Wert zu legen pflegt. Um so köstlicher und anziehender ist dafür die Ursprünglichkeit des Menschenschlages, die man namentlich an den Sonntagen gut beobachten kann, wenn alles im Festputz erscheint und sich freier und urwüchsiger gibt, als es die Ermüdung durch schwere Arbeit sonst an den Wochentagen gestattet.

Der Weg von der Höhe des Kubany nach dem Dreifesselberg führt erst ein Stück im Tale der Moldau und ihrer Zuflüsse. Erst dort, wo die sogenannte „kalte Moldau“ in den Hauptfluß hineinströmt und die Felswand des Hochwaldberges sich reckt, gilt es, gen Südwesten abzubiegen.

Ueber den Schwemmkanal geht es hinüber. Die Gegend wird wilder, die Berge schauen zerklüfteter und zerklüfteter ins Land, die Wasser jagen rascher und rauschender. Das Marschziel liegt nun wieder auf der anderen Seite, im Reichsdeutschen; der Weg geht deshalb auch gegen Südwesten.

Dreifesselberg und Hochfichtel sind gewissermaßen zwei riesige Grenzsteine, von denen der eine sich auf der bayerischen, der andere auf der böhmischen Seite emporhört. Der alpine Charakter der Landschaft tut sich nun auch in der Vegetation kund; besonders sind es die Blumenarten, welche die Waldländer tupfen und

das Auge auf sich lenken. So kann man Dreifesselberg und Hochfichtel gewissermaßen als eigenen Bergbezirk ansprechen.

Zwischen diesen beiden Böhmerwaldriesen liegt die kleine Grenzortschaft Schwarzenberg, die gut als Ausgangspunkt für eine Wanderung im Tale des großen Mühlbaches benutzt werden kann. Das ist das Gebiet jener ausgedehnten Waldungen, die wieder in das Oesterreichische hinüberführen und bald durch eine Bahn, die sogenannte Mühlbachtalbahn, die schon lange projektiert ist und zur Donau hinunterführen wird, erschlossen werden soll. Ueber Reichsberg, Nigen-Schlägl, der Endstation der von Linz-Urfahr kommenden Bahnlinie, geht es nach Haslach und Neufelden.

Wiener und Linzer Sommerfrischler trifft man in den Hochsommermonaten hier oft überall derartig zahlreich, daß man mitunter in einer ganzen Ortschaft nirgends ein Logis bekommen kann; die Preise für Unterkunft, für Essen und Trinken sind denn auch meist auf den Geldbeutel leistungsfähiger Großstädter zugeschnitten.

Die Nähe des Donaustromes macht sich nun immer mehr bemerkbar. Die größeren industriellen Anlagen, die schon vielfach mit Elektrizität betrieben werden, treten öfters in Erscheinung. Nur sind es anstatt der im bayerischen Walde häufigen Sägemühlen und Spiegel Fabriken, Papiermühlen geworden, die in wenig sorgfamer Weise mit dem reichen Holzbestand der Wälder des Mühlstalggebietes aufräumen und in zahlreichen Zwei- und Vierpännerfuhren ihre Produkte talabwärts nach jenem kleinen Flußhafen spedieren, der auf den Tonnen der Donaudampfschifflinie zwischen Passau und Linz unter dem Namen Obermühl verzeichnet ist.

Hinter Neufelden verläßt die Straße den Schienenweg, mit dem sie vorher ziemlich parallel gelaufen; und von dort, wo sie sich mit der Lembacher Chaussee vereinigt, geht es nun direkt hinunter zur Donau.

Die Berge sind jetzt verschwunden, aber Hügel von stattlicher Größe flankieren noch immer rechts und links das Flußtal, das nun immer breiter geworden ist. Im Mühlbach selbst, der sich oft durch Schleusen und Stauwerke hat hindurchwinden müssen, schwimmen nunmehr zahllose Baumstämme, teils zu regelrechten Flößen miteinander verbunden, teils einzeln.

Die schon von fern sichtbare Eisenkonstruktion einer kleinen Gängebrücke markiert endlich die Stelle, in der sich der Mühlbach in die Donau ergießt. Eine rege Industrie belebt hier den Ernst und die Einsamkeit der Landschaft. Schwerbeladene Wagen knarren in langen Zügen die hügeligen Straßen hinauf und hinunter. Der kleine Stromhafen bildet das Zentrum dieser geschäftigen Tätigkeit. Gar viele Hände wirken hier in schwerer Arbeit von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang.

Langgestreckte Hügelketten dehnen sich überall. In starken Windungen läuft gerade hier, bei der schon oben erwähnten Ortschaft Obermühl, das Bett des Niesenstromes. Hügelwände wehren den Blicken, will man Ausschau danach halten, woher die Fluten kommen und wohin sie gehen. Man glaubt einen Bergsee zu schauen. Nur die rasch und rauschend dahinschießenden, resedagrünen Wasser belehren darüber, daß man vor einem Strome und vor keinem stehenden Gewässer verweilt. Der ganzen Szenerie ist eine wilde Romantik eigen. Das Strombild fesselt und verlockt jeden, der bis hierher gekommen, mit einem der nächsten Passagierdampfer hinauf oder hinunter, nach Linz oder Passau, zu fahren; das ist entschieden zu empfehlen, weil es der Wanderschaft durch die böhmisch-bayerischen Grenzberge einen schönen und unvergeßlichen Abschluß gibt.

Der Schulmeister.

Erzählung von Richard Perner.

Auf der Landstraße war ihm, seit er die Stadt verlassen, kein Mensch mehr begegnet. Der trübe Tag verlor sich schon in grauer Dämmerung. Martin Berger hatte es dennoch nicht eilig. Es war ihm sogar lieb, wenn es finstere Nacht wurde, bevor er heim ins Dorf kam. Dann brauchte er nicht zu fürchten, noch von Leuten gesehen zu werden, und es konnte sein, daß dann auch schon der Brief aus dem Seminar im Elternhaus eingetroffen war, dessen schlimme Botschaft früh genug seine Heimkehr bestätigen würde.

Martin Berger ging, als hinge ihm Blei an den Füßen. Als er heute zum letzten Male am Seminar vorbeigegangen war, hatten sie drinnen in der Misa den Abendchoral gesungen. Es war ihm fast wie eine Befreiung vorgekommen, daß er nicht mehr dabei zu sein brauchte, und er konnte doch nicht froh darüber sein.

Es fiel ihm ein, daß die Leute im Dorf daheim ihn schon „Schulmeister“ genannt hatten, als er selber noch zur Schule ging. Das kam daher, weil er nicht laut und lustig wie die anderen Dorfkinder aus der Schule lief, sondern stillbedächtig daherkam und im Hause schon wieder über einem Buche saß, wenn die anderen sich noch draußen am Straßenrand balgten.

„Der taugt bloß zum Schulmeister!“ Das hatte Martins Mutter mehr als einmal aus dem Munde der Nachbarn hören müssen. Aber sie hatte nur sorgenvoll dazu den Kopf geschüttelt. Denn es war im Dorf noch nie vorgekommen, daß der Sohn armer Scharwerkerleute jemals etwas anderes als wieder Handwerker oder Bauernknecht geworden war. Nur Bauernsöhne, die das väterliche Gut nicht erben konnten, weil mehrere Söhne da waren, kamen hin und wieder aufs Seminar, um Lehrer zu werden.

Auch Martins Vater, der alte Maurer Berger, hatte geschwiegen, wenn die Rede darauf kam, was aus seinem Sohn, der zu keinem Handwerk taugte, werden sollte. Bis dann, in Martins letztem Schuljahr, doch der Tag kam, wo er das entscheidende Wort sprach.

Das war an einem Sommernachmittag gewesen. Martin spielte mit seinen Schulkameraden vor dem Dorfwirtshaus, in dessen Garten eine Schar Gäste beim Bier saß. Martins Vater stand auf einer Leiter oben am Giebel des Hauses, an dem er einen Schaden auszubessern hatte. Unter den Gästen im Garten war ein politischer Disput im Gange. Dabei gerieten sie wegen eines geschichtlichen Datums in Streit. Der Wirt, um den Streit zu schlichten, rief die Knaben herein und bot dem einen Groschen, der das Datum richtig anzugeben wußte. Martin Berger war der einzige, der es konnte. Er hatte aber kaum seinen Groschen erhalten, als der Spottruf „Schulmeister!“ ihn umschwirrte und die Spielgefährten sich von ihm zurückzogen.

Da stieg der alte Berger von der Leiter herunter, nahm seinen Jungen an die Hand und ging mit ihm fort.

„Ar full of Schulmeister ware!“ sagte er noch im Fortgehen so laut, daß es alle hören konnten.

Anderen Tags sahen ihn die Leute mit seinem Jungen im Sonntagsanzug durchs Dorf gehen. Er ging zum Schulhaus, wo er eine lange Unterredung mit dem Lehrer hatte. Bei dem erhielt Martin von nun an täglich Nachhilfestunden, und zu Ostern, als seine Schulzeit um war, brachte ihn der Vater in die Stadt auf das Seminar.

Die Dunkelheit auf der Landstraße hatte zugenommen. Der Wind pfiff kalt über die fahlen Felder. Der junge Mensch, der allein, in

Gebanken versunken, dahinwanderte, schlug den Kragen seines dunklen Rockes hoch und schritt rascher aus.

Die fünfzehn Jahre, die er auf dem Seminar zugebracht hatte, waren ihm nicht leicht geworden. Er erinnerte sich noch genau des Tages, an dem er zum ersten Male durch die langen, hallenden Korridore des Seminargebäudes geschritten war. Hinter all den vielen Türen, an denen er vorüberkam, hatte er laute, hartklingende Stimmen vernommen. Der Lärm dieser Stimmen klang ihm wie das Rochen der Hämmer in einer großen Schmiede. Es war ihm, als hätte er von jenem Tage an die sorglose Lernlust verloren, die er daheim in der Dorfschule immer besessen hatte.

Es hatte ihn auch mehrmals im Laufe der Jahre die Lust gepackt, nach seinem Dorf zurückzulaufen oder dort zu bleiben, wenn er sich in den Ferien daheim aufhielt. Dann stand ihm aber immer der Vater vor Augen, der das Ziel seines Lebens darin sah, daß sein Sohn eines Tages als Schullehrer ein angesehenes und ge-



Spätherbst.

Die Nebel ziehn. Naß-frostig steht die Luft.
Nur hier und da noch braune Blätterreste,
die dich gemahnen an verwehte Feste
des heitren Sommers. Herber Moderduft

quirlt um dich her. Der Himmel hängt so tief...
Ein ferner Wind schluchzt wie verhaltenes Weinen...
Der Spätherbst hockt auf grauen Meilensteinen...
Und eine Krähe, die im Astwert schlief,

scharrt auf und spreizt die dunklen, schweren
Kartoffelstängel blau ins Feld. [Schwingen.
Dorsher hörst du ein Totenglocklein singen:

Sie tragen einen in den stillen Garten,
wo dunkel Hügel sich an Hügel stellt...

Fahl wird es rings. Die Nacht will nicht mehr
warten...
Ludwig Reffen.



sichertes Amt antreten würde. Er sah die Sorgenfalten im Antlitz seiner Mutter, er wußte, wie schwer sie sich mühten, wie viel sie entbehrten, um ihn vorwärts zu bringen, und wie stolz sie auf ihn blickten, wenn er mit der grünen Mütze ins Dorf kam. Darum war er immer wieder mit frischem Mut ins Seminar zurückgekehrt und mit dem Vorsatz, auszuhalten, um das Ziel zu erreichen.

Und nun war es damit doch aus, ganz aus...

Martin Berger grübelte nicht mehr darüber nach, ob es recht oder unrecht war, daß man ihn wegen des einzigen losen Streiches, den er begangen, vom Seminar verwiesen hatte. Er war es müde, nur noch daran zu denken, was man ihm als so schweres Verbrechen angerechnet hatte. Wenn er jetzt, während des einsamen Marsches auf der öden, nachtdunklen Landstraße, sich es wieder vorstellte, schien es ihm fast unmöglich, daß es geschehen war. So wenig vermochte er sich davon Rechenschaft zu geben.

Der Direktor des Seminars war ihm nie günstig gesinnt gewesen. Unter den übrigen Lehrern und auch unter den Seminaristen hatte er lange keinen Freund gehabt. Nur Guido hatte zu ihm gehalten. Der war selber arm und hatte die Aufnahme ins Seminar nur einer

Freistelle zu verdanken, die ihm als dem begabten Sohn einer mittellosen, gutempfohlenen Witwe bewilligt worden war. Die beiden Freunde hatten nie genug Taschengeld, sich an den Motrias der besser-situierten Seminaristen zu beteiligen. Beide gingen auch zu dürftig gekleidet, um in der Gesellschaft jener wohlgelitten zu sein. Sie hatten daher in den freien Stunden fast immer nur für sich gelebt.

Eines Abends, als sie beide schon halbentschlummert in ihren Betten in dem großen Schlaftaal lagen, wurden sie durch einen vom Korridor hereindringenden Lichtschein ermuntert. Gleich darauf ging die Tür auf und herein marschierte die ganze übrige Klasse in einem Aufzug, über den die Teilnehmer selbst kaum das Lachen verbeissen konnten. Alle waren bis aufs Hemd ausgezogen und hatten Betttücher wie Priesterröcke um die Schultern geworfen. In den Händen trug jeder eine brennende Kerze. Dabei sangen sie ein geistliches Lied, das ihnen im Unterricht für den liturgischen Gottesdienst eingeübt worden war. Auf ein Zeichen des Anführers stellten sie sich inmitten des Saales im Kreise auf und setzten, indem sie aus der Vitaei unvermittelt in die Melodie eines Gassenbauers übergingen, die Parodie auf den liturgischen Gottesdienst in feierlich-komischer Weise fort. Martin Berger wurde beim Anblick der lustigen Szene von lange zurückgehaltenem jugendlichen Mutwillen gepackt. Er sprang aus dem Bett und kniete als reuiger Sünder mitten in der Schar. Sein Bußgebet brachte alle zu beständigem Lachen.

Wie mit einem Schlage verstummte dies Lachen und alle Lichter wurden plötzlich ausgelöscht. In der Tür stand der Direktor. Der grelle Strahl seiner Taschenlampe traf nur noch einen der Schüler. Die anderen hatten sich auf den Warnungsruf des ausgestellten Wachtpostens hurtig in ihre Betten geworfen. Nur Martin Berger hatte sich überraschen lassen. Weder er noch ein anderer verriet die Mitschuld der übrigen. Auch Guido schwieg, da Martin es wünschte. So blieb er auch der einzige, den die Strafe für alle traf.

Der einsame Wanderer hatte sein Heimatdorf erreicht. Er verließ die Straße und schlug einen Seitenpfad ein, der hinter Bäumen entlang bis an sein Elternhaus hinführte. Als er näher kam, sah er, daß dort noch Licht brannte, während es rings in allen Häusern schon dunkel war. Wußten sie schon, was ihm widerfahren war? Nun, da er den Eltern unter die Augen treten sollte, vermochte er es nicht über's Herz zu bringen. Er erinnerte sich, daß im Fensterladen an der Hinterwand des Hauses sich ein Guckloch befand, durch das er als Knabe oft in die Stube gespäht hatte. Der schmale Lichtstreif, der dort hervordrang, wies ihm auch jetzt den Weg zur vertrauten Stelle.

Der Maurer Berger saß, den müden grauen Kopf in die arbeits-harten Hände gepreßt, am Sterbebette seiner Frau. Den ganzen Abend lag die Kranke schon ohne Bewußtsein. Das Fieber schüttelte den abgezehrten Körper, pfeifend und röchelnd rang sich der Atem aus der gequälten Brust. Es mußte bald mit ihr zu Ende gehen. Das fühlte der alte Mann, der seit Einbruch der Nacht in stummer Not an ihrem Bette saß. Ein Unglück nach dem anderen war über ihn hereingebrochen. Daß ihm die reichen Bauern im Dorf, bei denen er früher immer seine Beschäftigung gehabt hatte, keine Arbeit mehr gaben, weil er seinen Sohn aufs Seminar geschickt hatte, statt ihn als Knecht zu vermieten, war noch nicht das Schlimmste. (Schluß folgt.)

Die brasilianische Heilsera gegen Schlangengift. Es war bei einem Besuche in Sao Paulo, der Hauptstadt des gleichnamigen brasilianischen Staates, als uns unser Weg auch nach Butantan hinausführte, einem etwa eine Stunde vom Zentrum entfernten Vororte, wo sich das staatliche serumtherapeutische Institut befindet. Diese Anstalt liegt im freien Lande am Abhänge eines großen Hügels, auf dessen Höhe jetzt ein stattlicher zweistöckiger Neubau aufgeführt wird, während das alte, vorläufig noch in Benutzung befindliche Institut nur aus kleinen niedrigen Häusern besteht, hinter denen die großen Sammelbeden für Schlangen liegen, in denen sich viele Hunderte der verschiedensten Sorten und Größe befinden. Wer von den Pflanzern, auf deren Besitzungen sich Giftschlangen finden, Heilserum zu erhalten wünscht, bekommt dies umsonst gegen Einsendung einer lebenden Giftschlange, für sechs Schlangen erhält er auch noch die zur Injektion des Serums nötige Spritze.

Zum Fangen der Schlangen genügt, wie wir selbst sahen, jeder Stod, an dessen Ende sich ein kurzes, rechtwinklig abgebogenes Stück starken Eisendrahts befindet, mit dem man die liegende oder kriechende Schlange in der Körpermitte aufhebt, so daß Kopf und Schwanz herabhängen. Denn selbst die giftigste Schlange ist wehrlos, wenn sie nicht zusammengerollt an ihrer hinteren Körperhälfte einen Stützpunkt für ihre Verteidigung hat, ohne den sie mit der Kopfpartei völlig machtlos ist; außer diesem werden im Institut sogenannte „Lassos“ zum Fangen der Schlangen verteilt, peitschenähnliche Werkzeuge, bei denen jedoch statt der Schnur ein Lederriemen über das andere Ende des Stieles, an der Seite durch eine Dele läuft. Durch diese Schleife läßt man die Schlange hindurchkriechen, zieht die Schnur hinter dem Kopf zu, und das Neptil ist gefangen, ein Verfahren, das in Wirklichkeit viel einfacher ist, als es nach dieser umständlichen Beschreibung scheint. Außerdem erhalten die Pflanzern vom Institute auch noch Kästen mit fertiger Adresse, in die sie die gefangenen Schlangen nur hineinzutun und zur nächsten Post- oder Bahnstation zu tragen brauchen, die dann die freie Beförderung bis ans Institut übernimmt. In Hinsicht auf den großen gemeinnützigen Zweck des Unternehmens haben fast alle brasilianischen Eisenbahnen freien Hin- und Rücktransport der Kästen dem Institute zugesichert. Da während der Erntearbeiten oft genug Schlangen von den Pflanzern gefunden werden, von denen jetzt gegen 600 mit Butantan in ständigem Verkehre stehen, so hat Dr. Brazill, der Leiter der Anstalt, im Laufe der Jahre schon gegen 15 000 lebende Schlangen zugesandt bekommen, und jetzt beläuft sich der jährliche Eingang auf etwa 2500 Stück, darunter beinahe die Hälfte Klapperschlangen, deren Gift ungefähr fünfmal stärker ist als das irgendeiner anderen Schlange.

Im Institute eingetroffen, werden die Schlangen aus den Kästen herausgenommen, die mit dem Serum an die Einsender zurückgehen, und, nachdem ihnen das Gift genommen, je nach Art und Gattung in die verschiedenen Sammelbeden verteilt, in denen sie,



Theodor Bömelburg,
der erste Vorsitzende des Deutschen Bauarbeiterverbandes und
frühere Reichstagsabgeordnete des Wahlkreises Dortmund ist
dieser Tage einem langen, schweren Leiden im Darmbecker
Krankenhaus erlegen. Was der Verstorbenen, dem sein allzu-
langes Leben beschieden war, der Partei und der Gewerkschaft
gewesen, davon werden wir ausführlicher im nächsten
„Neue Welt“-Kalender berichten.

ohne irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen, monatelang sich lebend erhalten und daher zu mehrmaliger Entnahme des Giftes, das sich im Verlaufe von zwei bis vier Wochen ständig wieder neu bildet, benutzt werden können. Zu diesem Zwecke wird die Schlange mit einem Haken aus dem Sammelbeden herausgenommen, auf die Erde gelegt, wo sie meist ruhig liegen bleibt, der Lasso ihr hinter dem Kopf fest angezogen, und während der Assistent ihr mit der anderen Hand noch den Schwanz festhält, heißt die Schlange wildend in ein ihr vorgehaltenes, keimfrei gemachtes Glas mit hohem Rand, wie es in der Medizin als „Petrischälchen“ viel verwandt wird. Dabei entleert sich ihr Gift in dieses, bis ein geschickter Druck des Operateurs von hinten auf die Giftdrüsen auch den letzten Tropfen aus diesen noch herauspreßt.

Das frisch entleerte Gift, eine farblose oder milchige, bei einigen Arten auch gelbliche Flüssigkeit, wird filtriert und bei einer Temperatur von 37 Grad

im Brutschrank getrocknet, ein Zustand, in dem es keine Kriställchen bildet.

Die Menge des Giftes, die man bei einmaliger Entnahme erhält, variiert sehr und richtet sich nach verschiedenen Faktoren: der Zeit seit dem letzten Biß, der Größe, dem Gesundheitszustand und vor allem der Art der Schlange. Dies getrocknete Gift wird wieder in bestimmtem Prozentsatz in schwachem Kochsalzwasser gelöst und diese Lösung nun in allerfeinsten Dosen, in Bruchteilen von Milligrammen, so daß infolge der Injektion keine Vergiftungserscheinungen auftreten, einem Pferd oder Maultesel unter die Haut gespritzt. Alle drei bis fünf Tage steigert man allmählich die Dosis, bis man es im Verlaufe eines Jahres ungefähr dahin bringt, daß das Tier das Vielfachfache der sonst tödlichen Dosis erträgt. Während dieser Zeit bildet sich im Körper des Tieres, im gleichen Maße, wie wir die Gifteinspritzungen steigern, ein Gegengift, vor allem in den flüssigen Bestandteilen des Blutes, dem sogenannten Blutserum. Hat sich nun, wie man durch Probeentnahme erfährt, eine genügende Menge Gegengift gebildet, so werden dem Tier, unter allen Vorsichtsmaßnahmen der modernen Medizin, aus einer Halsvene fünf bis sechs Liter Blut entnommen, die zu einem Blutserum gerinnen, der das Blutserum: das Heilserum, austreten läßt.

Da sich nun die Gifte der verschiedenen Schlangensorten in ihren chemischen und physiologischen Eigenschaften ganz verschieden verhalten (während z. B. die einen schon bei einer Temperatur von 65 Grad ihre Giftigkeit verlieren, müssen andere zu diesem Zwecke auf 120 Grad erhitzt werden), so müssen dementsprechend auch die Gegengifte verschieden sein. Dieser Forderung ist nun Dr. Brazill in geschickter Weise nachgekommen, indem er durch seine Untersuchungen die verschiedenen Giftschlangen Brasiliens nach ihrem anatomisch-physiologischen Verhalten in drei Gruppen einteilen konnte, deren Gifte miteinander große Ähnlichkeit haben (von Klapperschlangen, von Schlangen der Gattung Lachesis und von Brillen- und Korallenschlangen).

Die Einspritzung des Heilserums, je 20—40 Kubikzentimeter, geschieht unter die Haut des Halses, zwischen den Schulterblättern, möglichst bald nach dem Biß, denn auch hier heißt es: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Je eher die Injektion erfolgt, um so größer ist auch die Aussicht für eine schnelle und vollständige Heilung. Schon nach kurzer Zeit lassen die schweren Vergiftungserscheinungen nach: die Schwellung und Schmerzen an der Bißstelle nehmen ab, das Erbrechen hört auf, die gesunkene Körpertemperatur steigt wieder an, der schnelle und schwache Puls wird langsamer und stärker, und meist innerhalb zwei bis drei Tagen können die Leute wieder ihrer gewohnten Beschäftigung nachgehen.

Was die Schlangengefahr in Brasilien für eine Bedeutung hat, kann man daraus ersehen, das jährlich gegen 20 000 Unglücksfälle infolge Schlangengebisses vorkommen, darunter ein Viertel bisher mit tödlichem Ausgange. p. t.



Der Amarsch.



Die Abstimmung.

Berliner Arbeiter demonstrieren am 20. Oktober gegen die Steuerung, für den Völkerrfrieden und für das gleiche, geheime und direkte Wahlrecht in Preußen.